

Wanderungen auf den Spuren der Schwarzenberger in Böhmen

Wer im südlichen Böhmerwald, etwa auf den Spuren Adalbert Stifters, wandert, stößt beinahe zwangsläufig auf ein Kapitel fränkisch-böhmischer Beziehungen, auf die Überreste der mehr als 300jährigen Herrschaft des fränkischen Geschlechts der Schwarzenberger in Böhmen.

Ihr Stammschloß ist Schloß Schwarzenberg über Scheinfeld, das von Erkinger von Seinsheim (1362 – 1437) zwischen 1405 und 1421 nach und nach von den Herren aus Abenberg, Vestenberg und dem Würzburger Bischof erworben wurde. Erkinger trug die Herrschaft dem Kaiser zum Lehen auf und wurde von Sigismund 1429 in den Freiherrenstand erhoben, worauf er sich fortan nach seinem Schloß Schwarzenberg nannte. Alle späteren Fürsten von Schwarzenberg sind seine Nachfahren. 1566 wurde Schwarzenberg Reichsgrafschaft und damit eine selbständige Herrschaft in Franken.

Die böhmische Geschichte des Hauses Schwarzenberg nimmt gewissermaßen ihren Anfang am 30. 1. 1612. An diesem Tag bewegt sich ein langer Trauerzug von Wittengau, dem heutigen Třebrón, zum Kloster Hohenfurt (Vyšší Brod). Im Sarg liegt die Leiche des Petr Vok, des letzten Mitgliedes der Familie Rožmberk (Rosenberg), die nach und nach die wichtigsten Städte und Landschaften in Südböhmen in ihren Besitz gebracht und unter dem Zeichen der fünfblättrigen Rose vereint hatte. Sie wiederum waren Nachfolger des legendären Herrschergeschlechts der Wittigonen oder Vítkovci, über deren dunkle Ursprünge uns Stifters Wittiko-Roman berichtet. Nach Petr Voks Tod, den Wirren der Böhmisches Erbfolgekriege und des 30jährigen Krieges wurde das Land der Rosenberger im wesentlichen zweiteilt. Neuer Besitzer von Gratzan und der Stadt und Herrschaft Rosenberg wird der kai-



Schloß Schwarzenberg bei Scheinfeld/Mfr.

serliche General von Buquoy, der bei der Schlacht am Weißen Berge zur Niederlage der böhmischen Stände beigetragen hat. Das Geschlecht französisch-niederländischen Ursprungs behielt diesen Besitz bis 1945.

Die Herrschaft Wittingau dagegen wird 1660 von Graf Johann Adolf I. von Schwarzenberg erworben. Er hatte an den Kaiser, den er mehrfach unterstützt hatte, Ansprüche geltend zu machen. Da er als Landfremder nicht zur Besitznahme von Ländereien berechtigt war, mußte ihm Kaiser Ferdinand III. erst das Incolat, das Einwohnerrecht, verleihen [1654], wobei der Schwarzenberger ein Bekenntnis zum Lande Böhmen ablegen, dabei u. a. schwören mußte, seine ausländischen Rechte nicht zum Nachteil der böhmischen zu verwenden. Am 2. 4. 1660 erhält er dann Wittingau als Schenkung. 1661 kauft Adolf auch noch Frauenberg (Hluboká), dann weitere Gebiete im nördlichen Böhmen. 1670 wird er zum Fürsten erhoben.

Burg und Herrschaft Krummau kamen nach der Schlacht am Weißen Berg zunächst an das Geschlecht der Eggenberger. Deren Erbe ging 1719 an Adam Franz von Schwarzenberg, einen Neffen der letzten Eggenbergerin, über. Er wird zugleich Herzog von Krummau. Ebenfalls von den Eggenbergern ererbt wurde die Herrschaft Orlík, später der Sitz der Sekundogenitur des Hauses Schwarzenberg. Adam Franz' Sohn erwirkte von Maria Theresia den böhmischen Fürstenstand für alle Mitglieder des Hauses. Bis 1847, der letzten Sitzung des böhmischen

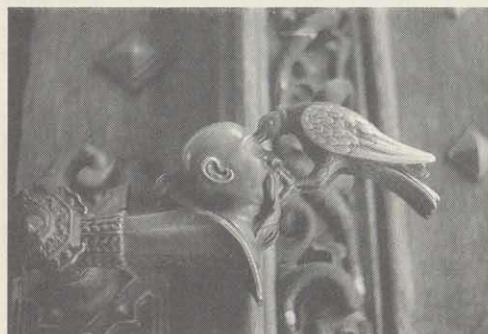
Landtags, gehörten die Schwarzenberger ihm an. An einer ganzen Reihe von Burgen, Toren und Rathäusern (etwa Prachatice) läßt sich bis heute das Schwarzenbergische Wappen mit dem Raben, der auf dem abgeschlagenen Kopf eines Türkens sitzt, das das Geschlecht seit dem Sieg Österreichs über die Türken bei Raab 1598 führt, noch auffinden, an manchen Stellen zugleich mit der Rosenbergischen Rose.

Der Schwarzenbergische Besitz wurde 1921/22 im Rahmen der tschechoslowakischen Bodenreform verkleinert, ein Teil des Grundbesitzes verstaatlicht. Am 17. 8. 1940 beschlagnahmten die Nazis das fürstliche Gesamtvermögen in Böhmen und setzten einen Verwalter ein, die Familien flohen nach Italien und dann in die USA. 1947 wurde kraft tschechoslowakischen Gesetzes (Lex Schwarzenberg) deren Besitz entschädigungslos in tschechischen Besitz übergeführt. 1992 erfolgte die Rückkehr des Fürsten Karl von Schwarzenberg, der u. a. auch als Berater von Präsident Havel fungierte, nach Orlík.

Třebrón (Wittingau)

Schon außerhalb des Böhmerwaldes, Richtung Jindřichův Hradec (Neuhaus) und Jihlava (Iglau) liegt Třebrón, ehemals Wittingau wie eine Insel inmitten einer ausgedehnten Teichlandschaft. Von einer Insel könnte man auch insofern sprechen, als die Stadt – im Vergleich zu so vielen Orten mit vielfach verfallenen Häusern – heute fast völlig renoviert ist.

Durch das Budweiser Tor erreicht man das Denkmalschutzgebiet der Altstadt, die Husstraße führt geradewegs zum Augustinerkloster mit der St. Ägidiuskirche aus dem 14. Jahrhundert. Rechts biegt man in die Březanstraße ein, spaziert durch Laubengänge, kommt auf den Masarykplatz, den Hauptplatz mit der Mariensäule aus dem 18. Jahrhundert, sicher neben dem von Telč und Slavonice einer der schönsten Kleinstadtplätze Böhmens. Prächtige Renaissance- und Barockhäuser umstehen den Straßenmarktplatz, der sich vom Schloß zum unteren Tor zieht, der



Türgriff (mit dem Schwarzenbergischen Wappen) im Schloß Hluboká / Frauenberg

Fußgänger flaniert unter den Lauben, vorbei an Geschäften und Gastbetrieben. Parallel dazu liegt ein zweiter Platz, gesäumt von überwiegend barocken Häusern, dessen oberes Ende die Kirche bildet.

Am oberen Ende des Hauptplatzes kann man zum Schloß abbiegen, einem ausgedehnten Komplex mit viel Burghöfen, einer Brauerei. Das Schloß, ursprünglich eine Veste, wurde im 14. Jahrhundert in eine Burg umgewandelt, 1522 erweitert, und Ende des 16. Jahrhunderts im Renaissancestil umgebaut. Es gehörte von 1660 bis 1848 den Schwarzenbergern. Seit 1611 ist dort eine bedeutende Bibliothek mit dem Archiv der Rosenberger untergebracht.

Außerhalb der Stadtbefestigungen und den Parkanlagen beginnen die Fischteiche, die im 16. Jahrhundert errichtet worden sind, gespeichert durch ein weitreichendes Kanalsystem aus dem Fluß Lužnice. Der größte der Teiche, der Rosenberger Teich, umfaßt 490 ha, einer der größten mit 211 ha ist jedoch auch der direkt vor den Toren Wittingaus gelegene Teich „Svět“, auf deutsch die „Welt“. Er wurde 1574 fertiggestellt und damals auch Nevděk (= Undank) genannt, weil die Bevölkerung, Überschwemmungen fürchtend, nicht gerade begeistert von dem Unternehmen war. Auf einer 12 km langen Strecke kann man ihn zu Fuß oder mit dem Rad, größtenteils auf dem Deich, teils auf einer wenig befahrenen Straße, umrunden. Auf einer ruhigen Halbinsel zwischen dem See Svět und dem Nachbarsteich Opatovicky liegt inmitten eines kleinen Wäldchens die neugotische Grabskirche mit dem Mausoleum der Familie Schwarzenberg, ein 1874 – 77 vom Wiener Architekten Johann Schmidt und dem Baumeister Deworetzky errichteter Backsteinbau. In einer Krypta unter der Kirche befinden sich die Särge von 26 Mitgliedern der Familie Schwarzenberg, darunter des ehemaligen österreichischen Ministerpräsidenten Felix von Schwarzenberg, des Stifters Johann Adolf II. und auch der Fürstin Pauline, die bei der Vermählungsfeier für Napoleon ums Leben kam. Als letzter Vertreter seines Hauses wurde der 1938 verstorbene Fürst Johann 1939 dort beigesetzt.

Cesky Krumlov (Krummau): Annäherungen an eine wiederbelebte Stadt

Die erste Stadtbesichtigung, kaum daß wir uns der klobigen Wanderschuhe entledigt haben und die Siebensachen im Zimmer der Pension verstaut sind: Wir brauchen eine ganze Weile, uns zu orientieren. Einen kleinen Kaffee am Hauptplatz, Prospekte aus dem Verkehrsbüro, dann kreuz und quer – oder ist's eher geradewegs – durch die Straßen, über die Brücke, die hoch über den Fluß führt, hinunter zum Fluß zur anderen Seite der Moldauschlinge, über eine zweite, flachere Brücke, hinauf zum Latran, der Vorburg.

Vielleicht muß man sich an das Café an der Ostseite des Stadtplatzes setzen, einen Cappuccino vor sich, und Haus für Haus zeichnen, um all die Verschiedenheiten wahrzunehmen, nicht nur in der Farbe, sondern auch im Muster der Fassade, die immer neuen Variationen ähnlicher Elemente, die barocken Rundungen, die Schaugiebel, spitz oder rund auslaufend, die gemalten Säulen mit allen Arten von Kapitellen, die Altanen, Erkerchen und Erker. – Die Kunsthistoriker werden für alles ihre Namen haben, sich darüber verstündigen können und mit der Nennung der Namen Bilder zum Leben erwecken, der Laie muß genau hinsehen, muß beschreiben, nachzeichnen, will er sich und seinen Nächsten eine Vorstellung vermitteln. Und die Farben: vor uns ein grünes, ein gelbes, ein lila, ein rosanes Haus, auf der linken Seite ein gelb-braunes, ein rotes, und rechts das Rathaus mit der Renaissancefassade, den gezackten Aufsatz am Dach wie die Zinnen einer Burg, italienisch anmutend, wie so vieles hier, nachgedichtet den Bauten aus Florenz oder Sonst-weißwoher. Davor die Pestsäule, grau, farblos fast unauffällig, seltsamerweise fast an den Rand des Platzes gerückt, der schräg nach zwei Seiten hin abfällt.

Und schließlich das Pflaster, kleine Steine, schief und krumm, keine Regelmäßigkeit gibt es, nach allen Richtungen sinken die Steine in den schmalen schattigen Gassen, und wirft die Sonne ihre Flecken aufs Pflaster, sitzen

dort Katzen – oder denk ich mir sie nur dort hin?

Vielfalt und Verfall, am Platz und auch sonst in der Stadt, die im Deutschen so ähnlich klingenden beiden Wörter vertragen sich und streiten sich, als seien sie Geschwister.

Überall der Reiz des Verfallenden, das lebt, in dem man mit ihm lebt, und irgenwann droht sowieso die Sanierung. Widerfahren ist sie dem Turm an der Burg, dem grauen Turm auf den gar nicht so alten Karten und Fotos, den oberen Teil hat man nach alten Vorlagen restauriert, der untere ist gefliest wie die Wände eines Pissoirs, und ich weiß nicht warum. Ist dies der frühere Zustand, den man erstrebt, die Art der Auferweckung der „Toten Stadt“, wie Egon Schiele, der hier lebte und litt, seine Krummau-Bilder betitelt hat?

Die Vielfalt der Fassaden, alle Fenster der alten Häuser gehen nach Außen auf, hinter denen der oberen Stockwerke klaffen schwarze Löcher, Putz blättert, Steine liegen frei, Stuckumrandungen zerbrechen, die Hauswappen sind verflacht und verblaßt, die Inschriften längst unleserlich und überall klettern die Dachrinnen, blau und rot, und die Wasserrohre die Wände empor, unter den Traufen kleben Schwalbennester, und zuweilen sieht man das Gras wachsen da oben.

Die Mannigfaltigkeit der Hausformen, schmale und breite, höhere und niedrigere, parallel und manchmal im Rechteck zueinander geordnet, immer siehst du etwas Neues, Überraschendes, gerade die Mischung der Stile ist's, die das Einheitliche des Stadtbilds hervorruft, die Einheit in und durch die Vielheit, ein schöner Gedanke.

Haus 74: Abgeblättertes Ocker im unteren Drittel, steinerne Quader quergesetzt, Scheibengardinen vor dunklen Löchern, darunter, so scheint es, aber unten der Laden hat moderne Fenster, große Schaufenster, vor allem für Papiertaschentücher und Watte für die Frau.

Haus 69: Mein Lieblingshaus, schwarzgrau der Verputz, verblichen das Wappen über dem Tor, schwarz auch das Schindeldach, eingessackt der Dachstuhl mit einer riesigen Delle,

formlos, schief und rund. Und ganz oben der Rauchfang mit drei Löchern, und fehlen darf auch nicht die Fernsehantenne. Die Fenster haben ihre barocke Umrahmung verstoßen, die Formen sind gebrochen, abgebrockelt der Gips, das Ende der Form, die Schönheit des Verfalls.

„Das ist die krumme Au... und da wäre eine Burg noch schöner als auf dem Berge der Rosen... Die Moldau macht einen Ring, dann macht sie außerhalb derselben einen zweiten verkehrt, und dann noch einen größeren, der wieder verkehrt ist, und an ihm stehen gerade Felsen empor...“ So Stifters „Witiko“.

Und auf dem Felsen liegen sie nun: die Burg und die zweite mit dem Theater dahinter, und ein Doppel-Viadukt dazwischen, und hinter dem Theater der französische Garten und der englische Garten und das neue Theater. Man geht immer leicht aufwärts auf krummem Pflaster durch mehrere Höfe und guckt hinunter auf die schiefen Dächer der Häuser und den Fluß, dessen Rauschen stets herauflingt und man hat von Scharte zu Scharte einen anderen Ausblick und endlich auch den Blick auf den Anfang der Burg und den Turm. Klick-klack, es surren die Kameras der Touristen, immer wieder schauen wir hinab auf die verkanteten Dächer der Inselstadt, festhalten möchte man jeden Ausschnitt der löcherigen Dachlandschaft aus geknickten Schachteln.

Und im Burggraben sappt der Braunbär – die Bären werden seit den Zeiten der Rosenberger als Zeichen deren Verbindung mit dem Geschlecht der Orsini dort gehalten – und einmal liegt er am Rücken, den Kopf in die Hände gelegt, und es spielen zwei Bärenkinder und die Mutter paßt auf, und ich denke an das Menschliche im Bären und das Bärische im Menschen. Bloß artgerechte Haltung ist es nicht, aber lassen wir das jetzt, gehen wir hinüber zu den Hochhaussiedlungen, die hinter dem Hügel versteckt liegen. Leben die Menschen dort artgerecht? –

Es ist immer so, am Abend, bevor man Abschied nehmen will, reißt der Himmel auf, leuchtet die Sonne über der Stadt, nur zur

Burg kann's gehen, runtersehen auf das beleuchtete Krummau. Kein Laut dringt, außer dem Rauschen der Moldau, da herauf. – Da möchte man sitzen, da möchte man keine Pflichten haben und alle anderen Bedürfnisse sollen schweigen, möchte man innehalten, bleiben. Das Foto kann das alles nicht wiedergeben, wird nur ein Bild, eine Aufzählung von Gebärden, und auch die Künstler werden die Stadt in ihren Bildern einst nicht wiedererkennen. Ein Zeichner sitzt dort auf der Mauer und mit weit ausholenden Gebärden reißt er in Kohle einen Winkel zweier zusammenstoßender Dächer unten, schwarz – weiß: und dabei sind so bunt jetzt: die sonnenbeleuchteten Häuser.

In der engen Gasse unten kauert eine ganz junge Malerin auf dem Pflaster, malt das herrlich alte, pastellgrüne Haus in einem intensiven Giftgrün, was hat sie bloß gesehen?

Wie leuchtet jetzt der angestrahlte Turm der Burg in seiner gekachelten Buntheit. Doch es lockt die Stadt, da unten, das Café, die Bierkneipe dann, noch einmal das Karpfengericht, und dann trete ich hinaus in die Stadt, die nun eine völlig dunkle ist, selbst am Platz stolpert man fast über das Pflaster, nur aus den zwei oder drei Kneipen, die noch offen haben, dringt ein Lichtschein auf die Gassen und wirft einen ovalen Flecken auf das Pflaster. Noch ein letztes Mal, denn noch bin ich zu erregt zum Schlafen, gehe ich zur dezent erleuchteten Burg, nur ein paar Liebespaare hat es noch hier hinaufgezogen, ich schaue hinunter auf die dunkle Stadt, und ringsum rauscht der Fluß und auf ihm treibt und schaukelt die Zeit.

Am Klet'

Das Hinausgehen aus der Stadt nach all dem gemütlichen Herumschlendern erscheint mir nun fast als lästige Pflicht, wieder bin ich nicht flexibel genug, einen Plan zu ändern, der Berg lockt, vielmehr die Angewohnheit, den weithin sichtbaren Hausberg zu besteigen, wenn man die zugehörige Stadt besucht, von oben herunterzusehen, das Verhältnis der Stadt zum Land ringsum zu vermessen. Der Weg führt vom Bahnhof beinahe gerade nach

oben, vorbei an mancherlei Felsen, bis ich den 1083 Meter hohen Gipfel erreicht habe, die höchste Erhebung des Blansky-Gebirges.

Der Josefsturm auf dem Klet', 1822 – 25 errichtet und damit ältester Aussichtsturm in Böhmen, ist nach dem Fürsten Josef von Schwarzenberg benannt. Von ihm hat man einen weiten Blick über die Höhenzüge des Böhmerwalds vom Boubin bis hin zu den Gratzer Bergen, an besonders klaren Tagen auch bis zu den Alpen. Zur anderen Seite hin geht der Blick in die Budweiser Ebene, aus der die Kühltürme des Atomkraftwerks Temelin einen ebenso markanten wie häßlichen Punkt setzen. Der Name des Klet' (Mons nakletni in alten Urkunden) ist seit dem 17. Jahrhundert auch <Schöninger>, was eventuell eine Übersetzung des zu seinen Füßen gelegenen Ortes Krasetin (krásá = die Schönheit) sein mag. Dorthin steige ich nach dem Genuß einer herrlichen Pilzsuppe hinab, komme ins Dorf Holubov mit seinen schönen Bauerngärten und in die Schlucht des Kremze-Flusses. Oberhalb dessen Mündung in die Moldau liegt die Maidenburg oder Mädchenstein (Divčí kámen), von hier aus geht es zu dem Plateau, auf dem das ausgedehnte keltische Oppidum von Trísov lag und auf schönem Weg entlang eines Hanges nach Zlatá Koruna (Goldenkron). Das ehemalige Kloster, das schon von Joseph II. aufgelöst worden war, ist zumindest von außen renoviert, am späten Nachmittag hat es bereits seine Pforten geschlossen. Kein Bus fährt mehr zurück, der Zug erst in mehr als einer Stunde. Sowieso liegt der Bahnhof ein ganzes Stück außerhalb, Richtung Cesky Krumlov bereits, und da nehme ich gleich ganz den Weg zu Fuß, vorbei an den hinter die Berge ausgelagerten, weiträumigen Industrieanlagen, vorbei an den auf die Berge versetzten Hochhaussiedlungen, Betonplattenquader, hinunter nach Krummau, dem Potemkinischen Dorf.

Der Schwarzenberger-Schwemmkanal

Fährt man mit der kleinen Bahn von Cesky Krumlov Richtung Stausee, ist der erste Halt

in Kájov (Gojau). Die etwas abseits des Ortes stehende mächtige Wallfahrtskirche Maria Gojau, die Patronatspfarrkirche der Schwarzenberger, ist mittlerweile weitgehend restauriert. Bald erreichen wir nach kurvenreicher Fahrt durch sumpfige Wiesen den Lipno, den Moldauastausee. Die Bahnstationen dort sind dem Stifterkenner vertraut, das Cerná v Pošumavi (Schwarzbach) etwa und Horní Planá (Oberplan), Stifters Geburtsort, dessen Besuch wir uns für das Ende unserer Wanderungen auf den Spuren des Dichters aufheben. Wir verlassen den Zug in Nová Pec. Von dort, dem früheren Neuofen, gehen wir bergauf, ins Oberdorf. Von hier führt einer der Wege entlang eines herabstürzenden Baches durch dunkle Wälder und steinige Heiden zum Plöckensteinsee, den Stifter vor allem in seiner Erzählung „Im Hochwald“ verewigt hat. Auch dort oben vor dem dunklen Auge des stillen Bergsees findet sich eine kleine Schwarzenbergische Erinnerung, ein Stein mit der Inschrift JS., August 1868, eine Erinnerung an den Seebesuch des damaligen 8jährigen Johann von Schwarzenberg.

Auf dem Weg dorthin erreichen wir nach kaum einer halben Stunde die Reste des Schwarzenberger - Schwemmkanaals, eines Grabens, etwa so breit, daß ein geübter Springer übersetzen kann. An manchen Stellen steht das Wasser kniehoch, an manchen ist der Graben leer und von Pflanzen überwuchert, an kleinen Stücken fließt das Wasser, das dort neue Nahrung von den vom Berg herabfließenden Bächen bekommen hat.

Fürst Schwarzenberg ließ den Kanal 1789 – 1822 errichten, um von hier eine Verbindung zur oberösterreichischen Mühl zu schaffen, auf der die Baumstämme seiner Wälder zur Donau und somit bis nach Wien geflößt werden konnten, wo ein großer Holzbedarf herrschte. Erbauer des technischen Meisterwerks war Ingenieur Josef Rosenauer (1735 – 1804), dessen Denkmal nahe des Ursprungs, der Rosenauer-Schwelle unterhalb des schon in Bayern gelegenen Steinbergs, zu sehen ist. Dort beginnt der Kanal mit einem mittlerweile aufgelassenen Rückhaltebecken, das von dem Bach Svetla voda gespeist wurde. Bald

danach wird der Kanal durch ein Tunnel geleitet und kommt bei Jelení, ehemals Hirschbergen genannt, einer 1794 von Josef II. von Schwarzenberg gegründeten Siedlung, wieder ans Tageslicht. Die Länge des Kanals, der auch auf den tschechischen Karten den Namen der Schwarzenberger besitzt (Švarcemberký kanál), beträgt 44 km, mit Nebenarmen 52 km (gerechnet von Lichtwasser am Dreisessel bis zur Einmündung in die Große Mühl), die durchschnittliche Breite 3, 5 m, das Gefälle 2,3 – 2,6 %. Der Kanal schneidet unterhalb des Vitkův Kámen, der Ruine Wittinghausen, die europäische Wasserscheide, mündet dann in den Bach Svetla, den Zwettelbach, der nach 3 km beim Rosenhügel das tschechische Gebiet nach Österreich verläßt. Heute werden mit Hilfe der „Eurogio Bayerischer Wald-Sumava“ die Kanalbauwerke renoviert und ein Radweg angelegt. In Chvalšiny (Kalsching), dem Geburtsort Rosenauers ist ein Museum geplant.

Längs des Kanals sind auch heute schon, 1995, Wanderer unterwegs, noch mehr Radfahrer, die hier inmitten des Böhmerwaldes eine erholsame nahezu flache Strecke finden.

Wir gehen, nach der Rückkehr vom Plöckenstein, nach Osten, den Kanal entlang. Nach einigen Kilometern unterhalb des Hochfichts stößt man auf ein verfallenes Häuschen, ein paar weitere folgen. Hier standen einst die Orte Hüttenhof (Hutský Dvůr), Josefsthal (Josefův Důl), benannt nach Josef von Schwarzenberg und Hinterglöckelberg (Zadní Zvonková), drei von 55 südböhmischem Orten (in ganz Böhmen sollen es 384 gewesen sein), die nach der Vertreibung der Deutschen Bevölkerung verfallen waren und deswegen, oder aus strategischen Gründen in den 50er Jahren, dem Erdboden gleichgemacht wurden. Vorhanden sind noch Häuser in Prédní Zvankavá (Vorderglöckelberg und in Bližší-Lhota (Vorderstift), von wo aus eine Fähre über den Lipno-See in Stifters Geburtsort Oberplan führt. Stifter hat die Orte noch in der Erzählung „Granit“ erwähnt, der Prager Dichter Johannes Urzidil, der lange Jahre

seine Ferien in Josefstháhl verbrachte, hat dort einige seiner Erzählungen spielen lassen.

Sankt Thomas

Wir haben in Frymburg, dem alten Friedberg übernachtet, wo Stifter seine unglückliche Liebe zu Fanny Greipl hatte, einem Ort, der, wie ein Gemälde Stifters zeigt, einst oberhalb der Moldau lag, nun aber direkt am Ufer des Stausees liegt. Still ruhet der See im Morgen Nebel, das gegenüberliegende Ufer nur spiegelt sich in der Mitte des milchigen ruhigen Wassers, es gibt kein Darüber und kein Darunter und kein Daneben. Um halb Sieben hören wir dann das Tuckern der ersten Fähre, dann ist wieder Ruhe und Vogelgezwitscher und fernes Kikeriki. Nach Sieben steigen die Nebel empor, die Wiesen am anderen Ufer liegen noch da wie am gestrigen Abend, der Berg selbst wird sichtbar, grün wird wieder grün; sonnig wird's werden, heiter allemal. Zum Frühstück reicht uns der Mann – stumm er und stumm auch wir – eine kleine Tasse Kaffee, dazu Debrecziner und schnittlauchbestreutes Quarkbrot, und der Durst setzt schon gleich danach ein, ist Nachdurst vom abendlichen Essen und salzigem Frühstück.

Wir wollen keine Stunde mehr versäumen und buchen eine private Überfahrt mit der Fähre für 48 Kronen und kommen uns erst recht wie Kapitalisten vor, die mit Geld nur so um sich werfen. Der Aufstieg zum Vitkův Kámen ist gezeichnet vom Durst und Hitze, selten liegt vor uns ein flaches Waldstück, aber immer wieder sengt die Sonne. Mehrmals queren wir Waldstraßen, dort ist Fahrverbot gefordert, doch je höher wir kommen, desto häufiger sehen und hören wir Autos auf der schmalen Waldstraße. Endlich langen wir in Svatý Tomáš (St. Thomas) an, wenige Häuser des ehemaligen Dorfes nur sind hier im ehemaligen Sperrgebiet stehen geblieben, endlich löscht das Bier im Haus von Petr Ziegrosser unseren Durst, im ehemals Schwarzenbergischen Forsthaus, wo der alte Förster am Rande der Legalität und unter strengem Hinweis, wir seien seine Gäste und das Bier eigentlich kostenlos, die Wanderer bewirtet.

Ziegrosser, schlank, hager, ziegenbärtig, medienwirksam, sich dessen bewußt, gerne redend und sich reden hörend, witzig, aggressiv, ein Einzelkämpfer, der sich durchgeschlagen hat zwischen den Systemen. Widersprüchlich klingt seine Rede, nicht einordenbar zugleich. Heute ist er geschäftig, eine Messe in der Kirche beginnt sogleich, er ist ungeduldig und fast barsch, als ich ihm, vertieft in seine Flugblätter und kopierten Ausschnitte aus deutschen Zeitungen, seine Person betreffend, nicht gleich zuhöre. Es ist ein Typ, den die Journalisten schätzen, originell, einer, der einen Reisebericht auflockern kann, einer, dem man nicht alles aus der Nase ziehen muß, der bereits fertige Geschichten liefert, ein Zeuge, wie er im Buche steht, aber verdächtig sind mir die Zeitzeugen, die gerne reden, ich glaube eher den bedächtigen, denen, die noch die Zweifel kennen. Und dann weiß ich, woher er mir bekannt ist. Zu Hause habe ich eben erst im Fernsehen gesehen, Ziegrosser, den kauzigen Führer, der der Busgesellschaft die Stellen zeigt, wo einst die Dörfer lagen, die dem Erdboden gleichgemacht wurden, und die Leute im Bus trugen Dirndl und Janker und sangen das Lied vom Böhmerwald, wo ihre Wiege stand.

Die große Zahl der Autos, vor allem auch aus Deutschland, klärt sich auf. Pfingstmontag ist heute, hier freilich kein Feiertag. Es findet eine Messe in der zerstörten Kirche statt, auch das hat es schon gegeben im Fernsehbericht, eine Messe zwischen Bauholzstapeln, Schindelstapeln, aufeinander gestapelten Kirchenbänken, die Kirche als Bauhütte. Die meisten stehen, alle sind sie mit dem Auto hierhergekommen. Die Kirche St. Thomas, Svatý Tomáš, 1348 errichtet, 1510 – 17 dann erneuert, spätgotisch, Mitte des 19. Jahrhunderts wieder renoviert, verfallen dann, aber langsam fließen die Gelder, aus Deutschland vor allem, und Ziegrossert ist ein beredter Sammler von Mark und Schilling.

Wir steigen dann endlich hinauf zur Ruine, nach Wittinghausen.

„Ein grauer viereckiger Thurm steht auf grünem Weidegrunde, von schweigendem, zerfallenem Außenwerk umgeben, tausend Gräser, und schöne Waldblumen, und weiße

Steine im Hofraum hegend, und von außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blöcken und andern wunderlichen Granitformen, die ausgesäet auf dem Rasen herumliegen. Keine Stube, kein Gemach ist mehr in wohnbarem Zustande, nur seine Mauern, jedes Mörtels und Anwurfes entkleidet stehen zu dem reinen Himmel empor, und tragen hoch oben manche einsame Thür, oder einen unzugänglichen Söller, nebst einer Fensterreihe, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen, sondern eine Wildniß schöner Waldkräuter in ihren Simsen tragen. – Keine Waffen hängen an den Mauerbögen, als die hundert goldenen Pfeile der schief einfallenden Sonnenstrahlen; keine Juwelen glänzen aus der Schmucknische, als die schwarzen, befreundeten Aeuglein eines brütenden Rothkehlchens; – kein Tragebalken führt vom Mauerrande sein Dach empor, als manch ein Fichtenbäumchen, das hoch am Saume im Dunkelblau sein grünes Leben zu beginnen sucht. – Keller, Gänge Stuben – alles Berge von Schutt, gesucht und geliebt von mancher dunkeläugigen Blume.“ (Der Hochwald)

So beschreibt uns Stifter die Ruine in seiner Erzählung „Der Hochwald“. In der Abgeschiedenheit hier oben wuchsen Clarissa und Johanna, die beiden Töchter des Burgherrn von Wittinghausen – oder wie es später hieß, St. Thomas heran, bis sie vor den Kriegswirren in die noch größere Einsamkeit des hohen Waldes um den Plöckenstein fliehen mußten, von wo aus sie sehnsuchtsvolle Blicke auf die rund 20 km Luftlinie entfernte väterliche Burg warfen.

Jetzt liegt die Ruine fast verborgen im Wald und Gestrüpp. Mächtig ist der Turm, den Stifter auch noch in seinem Gemälde auf ein freies Feld gestellt hat, breit, ein Würfel fast, mächtig die Mauern, und es gibt sie noch, die erhöhten Einstiege, von denen der Dichter spricht.

„Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Berggipfel, in webendem Sonnendufte schwebend, und gerät dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen – es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern – bis der Blick endlich

auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis erfaßt: die norischen Alpen.“

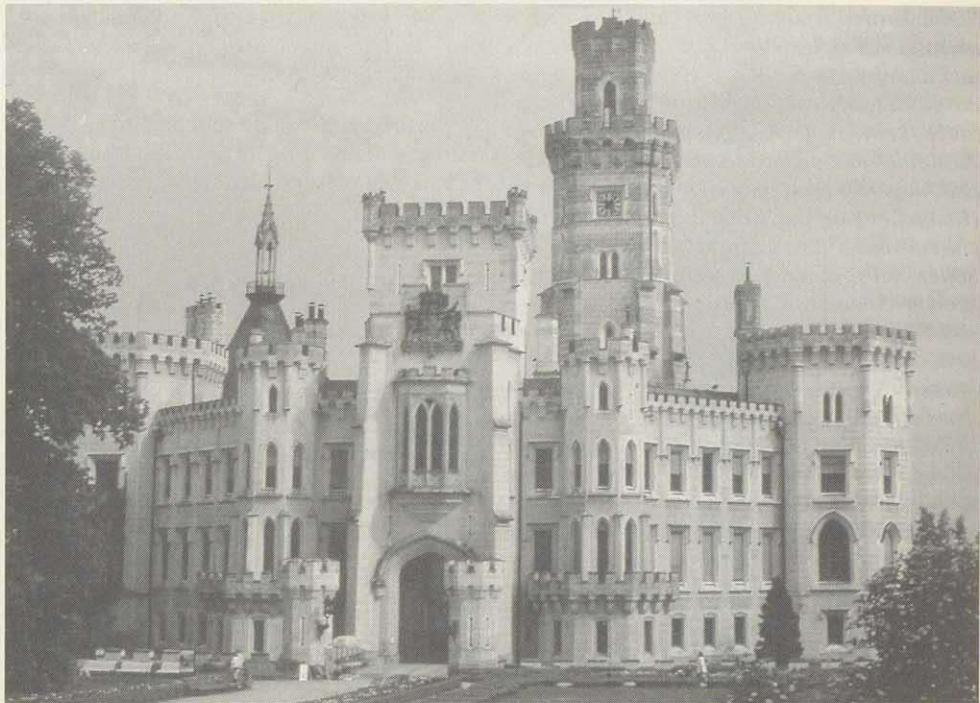
Von all dem ist an diesem heißen Frühsmertage nichts zu sehen, unser Blick reicht gerade mal bis zur nahen Hochebene jenseits der Grenze.

Hluboká (Frauenberg)

Auch wenn es bereits außerhalb unserer Wanderroute liegt: Was wären die Erinnerungen an die böhmischen Schwarzenberger ohne einen Blick auf Schloß Frauenberg (Hluboká) geworfen zu haben. Von Budweis kann man der Moldau entlang heraußspazieren ins Städtchen Hluboká nad Vltavou, früher Frauenberg. An diesem Sonntag ist Markt, die Autos sind weit Richtung Budweis geparkt, die wenigen Parkplätze unterhalb des Schlosses werden von den Vietnamesen vermietet, die dort ihre Zigaretten und Gartenzwerge verkaufen.

Oberhalb der kleinen an der Moldau gelegenen Stadt liegt die Burg seit dem 13. Jahrhundert. Einst war sie im königlichen Besitz, wurde von Wenzel I. gegründet. Im 16. Jahrhundert erfolgte der Umbau im Renaissancestil, 1661 wurde sie vom Schwarzenberger Grafen Johann Adolf I. erworben, anfangs des 18. Jahrhunderts dann barock umgestaltet. Geboren wurden dort Felix von Schwarzenberg, der spätere Schatzkanzler in der Nachfolge von Metternich, und Friedrich Schwarzenberg, der spätere Kardinal.

Von 1840 – 1871 erfolgte ein Umbau im Auftrag von Johann Adolf II. zu Schwarzenberg durch den Wiener Architekten Franz Beer und seinen Nachfolger Deworetský im neugotischen Tudorstil, ebenso gewaltig wie fremdartig in dieser Gegend am Nordrand des Böhmerwaldes. Vorbild war dabei Schloß Windsor, das zu jener Zeit gerade erneuert wurde, und dessen Bau Johann Adolf II. von Schwarzenberg, der Gesandte Österreichs in England, miterlebt hatte. Inneneinrichtungen aus anderen Schwarzenbergschlössern wurden hierher gebracht, etwa eine Renaissancedecke aus Český Krumlov oder eine Decke



Schloß Hluboká / Frauenberg

Alle Fotos: Klaus Gasseleder

aus dem 17. Jahrhundert aus Schloß Schwarzenberg.

Im Schloßpark ergehen sich viele Menschen, Hluboká ist ein Hauptanziehpunkt des noch in den Anfängen steckenden tschechischen Tourismus. Das Schloß mit der südböhmischem Galerie, die Schloßkapelle, der Park sind zu besichtigen, wieder ist das wenig freundliche Wappen des Fürstengeschlechts, Türkenkopf und Rabe, allgegenwärtig, sogar an den Türknaufen aus Messing.

Würden wir nun weiter dem Lauf der Moldau folgen, vorbei am Atomkraftwerk Temelin mit seinen vier Kühltürmen, das mit amerikanischer Hilfe vor allem gebaut wurde und von tschechischen, österreichischen und deutschen Atomkraftgegnern als Gefahrenquelle ersten Ranges beargwöhnt wird, kämen wir bald nach Worlik (Orlik), dem heutigen böhmischen Wohnsitz der Schwarzenberger, einst Sitz ihrer Sekundogenitur. Einst oberhalb der Moldau gelegen, ist es nun

gerade noch von den Überschwemmungen des zweiten großen Moldaustausees bewahrt geblieben, auf den man von der Burg herabblickt. Schwarzenbergisch-österreichische Vergangenheit und tschechische Gegenwart verschränken sich hier wie an anderen Orten, die wir berührt haben. Noch sind die Spannungen aus der Geschichte der Völker nicht ausgestanden, die Zeichen stehen jedoch auf Versöhnung statt auf Aufrechnung der Schuld und dem Pochen auf Rechten und Ansprüchen.

Der vorliegende Text basiert auf folgenden Texten des Verfassers: Am Rande der böhmischen Wälder, abgedruckt in: Die Rampe, Hefte für Literatur 2/95, Linz 1995, Krumauer Notate, abgedruckt in Passauer Pegasus, Passau 1996 und: Auf Stifters Spuren in Böhmen, in: Den dreißigsten Jänner ging Lenz durchs Gebirg. Wanderungen auf den Spuren der Dichter und ihrer Figuren, voraussichtlich: Uhldingen 1998. – Zur weiteren Infor-

mation wurden herangezogen: verschiedene Nummern der „Weißblauen Blätter“, Zeitschrift des Hauses Schwarzenberg, und folgende tschechische Veröffentlichungen: Jiri Zaloha: Die Landschaft der Jugend Adalbert Stifters, Papyrus und Wiener Verlag, Vimperk 1993. Mühl a. Waldviertel, Novohradské Hory, Český Krumlov, Třeboň a Okoli, Gebietsführer für Wanderer, Verlag Kletr, Plzeň 1992, sowie Texte Adalbert Stifters aus „Der

Hochwald“ und „Witiko“. – Bei der Schreibweise der Orte in der tschechischen Republik wurde in der Regel so verfahren, daß man, wenn von heutigen Verhältnissen die Rede ist, selbstverständlich die tschechische Schreibweise gilt, dort wo von Verhältnissen früherer Jahrhunderte und von ehemals überwiegend deutsch besiedelten Orten die Rede ist, die deutsche Schreibweise vorangestellt ist.

Engelbert Bach

Hirngschicht

*Dia Hirtn warn grod
aweng eigenickt.
Kee Windla hat wua
a Astla gaknickt.
Dia Nacht war schwarz,
wia a Oufarohr.
Bloß alzamol schpitzt
a Schtarnla vor.
Niet amol eener
von dia Schafferschhund
wittert dia
seltsama Mitternachtsschtund.*

*Dia Hirtn sen plötzli
gral aufgawacht.
Ham von Engl getraamt
dia ganza Nacht.
Dia wolltn sa lock
zu an Schofschtall hi,
derbei sen sa langsam*

*und hinterschi
aus der Hirtn ihm Traam
wia a Licht verblaßt.
Und kees von dia Hünd
hat aufgapäßt.*

*Dia Hirtn allmähli
arscht bei sich warn,
sen nei sämtlia Kittl
und Mäntl gfahrn,
machn sich aufn Wag
und sen gschpannt
wos dort git,
weil a jäider sou
merkwördi aufgeräigt it.*

*Da findn sa s Kindla
als arscharta Leut.
Und dan Vorrang dan ham sa
für ewia Zeit.*